

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Mann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offend. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 224 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. J. Käfel, Milwaukee, Wis.

16. Jahrg. No. 6.

Milwaukee, Wis., den 15. November 1880.

Lauf. No. 398.

Ich fand, den meine Seele liebt.

Ich fand, den meine Seele liebt
Aus allertiefstem Grunde.
Ich fand, der mir den Frieden gibt
Im Wort aus seinem Munde.
Herr Christ, zum Heiland mir gesandt,
Du bist's, den meine Seele fand.

Ich fand ihn nicht auf hohem Thron,
Fand ihn ans Kreuz gebunden;
Ich fand ihn nicht mit güldner Kron',
Ich fand ihn mit fünf Wunden.
Herr Christe mit durchgrab'ner Hand,
Du bist's, den meine Seele fand.

Ich fand ihn nicht durch eignen Sinn
Geleitet und bewogen;
Ich fand ihn, weil er zu sich hin
Mich durch sein Wort gezogen.
Herr Christ mit der barmherz'gen Hand,
Du bist's, der meine Seele fand.

Ich fand, den meine Seele liebt,
Und will ihn nie verlassen;
Und wenn er mir den Himmel gibt,
Noch stärker ihn umfassen.
Herr Christ, führe' mich ins Vaterland,
Du bist's, der meine Seele fand.

Vom wahren seligmachenden Glauben.

Joh. 4, 47. ff. lesen wir von einem Königschen, dessen Sohn krank zu Capernaum lag, daß er, als er hörte, Jesus sei aus Judäa wieder nach Galiläa gekommen, zu diesem hinging und ihn bat, daß er hinab käme und helfe seinem Sohne, denn dieser sei todtkrank. Der Herr antwortete ihm: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Als der Königsche jedoch weiter bat: „Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt,“ erhielt er vom Herrn die Zusage: „Gehe hin, dein Sohn lebet.“ Hierauf heißt es nur wörtlich in dem auf Antrieb und Eingebung des heiligen Geistes niedergeschriebenen Bericht des Evangelisten: „Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin. Und indem er hinab ging, begegneten ihm seine Knechte, verkündigten ihm und sprachen: „Dein Kind lebet.“ Wahrlich, hier können wir lernen, was glauben heißt und was überhaupt der wahre Glaube ist. Denn einestheils bezeugt hier der Geist des Herrn selbst,

daß der Königsche geglaubt habe, andertheils hören wir auch, daß der Mann erlangt hat, was er im Glauben beim Herrn gesucht. Sein Glaube kann also unmöglich ein todter Kopf- oder Maulglaube gewesen sein.

Was heißt denn nun: der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte? Sicherlich nichts anderes, als daß er das Wort des Herrn annahm, es für gewiß wahr hielt, daß dem so sei, wie er vernommen und sich darauf in der Angst seiner Seele verließ, oder wie man auch zu sagen pflegt, demselben zustimmte und darin beruhte. Glauben heißt also, etwas, davon man Kunde erhält, von Grund des Herzens für wahr halten, oder dafür halten, daß es sich ganz gewiß so verhalte, als man berichtet ist, und sich darauf verlassen.

Zwischen glauben und verstehen ist allerdings ein sehr großer Unterschied. Es kann jemand eine Sache, davon er Kunde erhält, mit seinem Verstande sehr richtig auffassen, so daß er sie ganz genau darzustellen und zu beschreiben weiß. Damit ist freilich noch nicht erwiesen, daß er selbst auch wirklich glaube, was er erkannt hat und andern mittheilen kann.

„Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte.“ Wir lernen hier weiter, daß sich der Glaube auf Gottes Wort gründet. Das ist wohl zu merken; denn wir handeln nicht von irgend welchem Glauben, sondern vom Glauben an Gott. So glauben wir z. B. auch, daß es in England eine große Stadt mit Namen London gibt. Das hat uns nicht Gott gesagt, sondern das haben wir entweder aus Schriften gelernt oder von Menschen gehört. Wenn jemand daß auch noch so fest glaubte, so brächte ihn das doch um kein Haar breit dem Himmel näher. Der wahre seligmachende Glaube ist vielmehr ein solcher, der sich an Gottes Wort hält.

Der Königsche hört nun das Wort: Dein Sohn lebet — welches er glaubte — aus dem Munde Jesu, des Sohnes Gottes selbst. Gott redet nun nicht mehr unmittelbar zu uns, sondern mittelbar durch die Schrift. Die Bibel ist Gottes Wort. Was die heil. Schrift sagt, redet Gott selbst, und darum können wir uns darauf verlassen, als auf Gott selbst. Denn des Herrn Wort ist wahrhaftig, was er zusagt, das hält er gewiß. Wir hören ferner Gottes Wort auch aus dem Munde von Menschen, wenn sie uns nämlich die Schriftwahrheiten verkündigen. Ob sie dies thun, können wir erfahren, wenn wir ihre Rede nach der Schrift prüfen. Regen sie uns die Lehre der Schrift vor, so sollen wir ihren Unterricht annehmen nicht als Menschenwort, sondern als Gottes Wort. In dem Sinn spricht der

Herr: „Wer euch höret, der höret mich.“ So glauben z. B. an Jesum viel der Samariter um des Weibes Rede willen, welches da zeugte: Er hat mir gesagt alles, was ich gethan habe. Joh. 4, 39. An die Thessalonicher (1. Epistel 2, 13) schreibt der Apostel: „Da ihr empfanget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihr's auf, nicht als Menschen Wort, sondern wie es denn wahrhaftig ist als Gottes Wort.“

Der wahre Glaube gründet sich auf Gottes Wort. Was Gott geredet hat, nimmt er an. Dr. Luther sagt: Gott läßt sich nicht stückeln; wer ihn in einem Wort lügen straft, glaubt ihm in keinem. Ein Mensch kann darum unmöglich den wahren Glauben haben, der Gottes Wort muthwillig in einem Stück verwirft. Es hilft einem solchen auch nichts, wenn er mit vollem Munde rufen wollte: Sonst glaube ich alles, nur dies eine kann und will ich nicht glauben, und wenn es auch Gottes Wort lehrt. Z. B. wenn jemand, obchon er erkannt hätte, daß die Schrift es klar und deutlich lehrt, nicht glauben wollte, daß Jesus vom Tode auferstanden sei, oder, daß der Herr im heil. Abendmahl seinen Leib und sein Blut zu genießen gibt. Doch hier ist die Rede vom muthwilligen Verwerfen einer Schriftwahrheit und nicht vom Irren eines aufrichtigen Christen in Unwissenheit. Denn das ist ja wahr, es kann jemand den wahren Glauben haben, wenn er auch noch in manchen Stücken, die nicht unbedingt zu wissen nöthig sind, irrige Ansichten hätte. So stand es mit dem Königschen, als er zu Jesu kam. Er hatte von Christo gehört und glaubte, daß er seinem Sohne helfen könne. Aber sein Glaube war noch mit verschiedenen und großen Mängeln behaftet. Er glaubte nämlich wohl, daß der Herr seinem Sohne helfen könne, aber nur dann, wenn er zu ihm hinginge, und etwa seine Hand auf ihn lege. Er glaubte ferner, daß Jesus wohl seinen kranken Sohn gesund, ihn aber nicht mehr lebendig machen könne, wenn er bereits gestorben wäre. Darum spricht er nicht bloß: „Herr komm hinab,“ sondern fügt auch noch hinzu: „ehe denn mein Kind stirbt.“ Sodann glaubte er wohl, daß Jesus der Messias sei, aber er glaubte es noch nicht mit jener unerschütterlichen Zuversicht des Herzens, die alle Anfechtungen überwindet. Es hieß da wohl in seinem Herzen: Recht standhaft und freudig werde ich dann erst glauben, wenn er nun auch meinen Sohn gesund macht. Darum spricht zu ihm der Herr, der ja auf dem Grunde seiner Seele las: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Das waren ja große Mängel am Glauben des Königschen. Und doch hatte er schon einen wahren, wenn auch einen sehr schwachen Glauben.

Wir sehen hieraus, daß der Glaube schwach sein kann sowohl hinsichtlich der Erkenntniß, als auch in Bezug auf die Zuversicht. Wenn man von einem Menschen, der noch wenig Erkenntniß von der christlichen Lehre hat, sagt, daß sein Glaube noch schwach sei, so will man damit oft sagen, daß es ihm noch sehr an der nöthigen Klarheit in den Artikeln des Glaubens fehle. Es kann aber auch jemand eine sehr gute Erkenntniß von allen Artikeln des Glaubens haben, und doch kann seine Zuversicht nur sehr schwach sein, so daß er noch immer zappelt, ob das alles auch wohl die gewisse, untrügliche Wahrheit sei. Ja die Zuversicht kann wohl in Zeiten der Ansehung so schwinden, daß nur noch ein Seufzen zurückbleibt: Ach, ich möchte es doch so gerne glauben. Soll man nun solchen schwer Angefochtenen sagen: Ihr habt gar keinen Glauben, ihr gehört noch zu den Ungläubigen, auf denen Gottes Zorn ruht? Nimmermehr! „Das zerstörte Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glühende Loth nicht auslöschten (Jes. 42, 3)“. „Die Kleinen sollen essen, daß sie satt werden; und die nach dem Herrn fragen, werden ihn preisen; euer Herz soll ewiglich leben (Ps. 22, 27)“. Der Herr Jesus spricht: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken (Matth. 11, 28)“.

Da wir also auch vom schwachen Glauben sagen müssen, daß er selig macht, so entsteht nun weiter die Frage, wie sich ein schwacher aber wahrer Glaube von einem bloßen oder todten Kopf- und Mantelglauben unterscheidet? Der wahre Glaube, und wäre er auch noch so schwach, hält sich immer an Gottes Wort, und läßt sich von demselben leiten. So hatte der Königliche gehört, daß Jesus der verheißene Messias sei und darum Kranke gesund machen könne. Das war nun noch sehr wenig. Doch er glaubte das Wenige und machte sich auf, Hilfe bei ihm zu suchen. Als er nun zu Jesu kommt, rügt dieser die Mängel an seinem Glauben. Das nimmt er mit sanftmüthigem Geiste an und läßt sich seine Irrthümer benehmen. Denn als der Herr ihm endlich sagte: „Gehe hin, dein Sohn lebet,“ verzweifelte er sich getrost aufs Wort allein und ging hin. Hätte er nur einen todten Kopfglauben gehabt, so hätte er sicherlich dem Herrn widersprochen. Denn die Vernunftgläubigen wissen ja alles besser, als Gott in seinem Wort. Ein bloßer Kopfglaube ist ein solcher, da man sich nicht einfältig ans Wort hält, sondern seiner Vernunft folgt, und dem Worte Gottes nur so weit, als es der Vernunft gemäß erscheint; da man also die Artikel des Glaubens nur mit dem Verstande auffaßt, aber nicht von Herzen glaubt, weil Gott sie lehrt. Wer sich dagegen einfältig an Gottes Wort hält u. die in demselben vorgelegten Artikel des Glaubens von Herzen für wahr hält und sich darauf verläßt, der hat gewiß den seligmachenden Glauben, und wenn derselbe auch noch so schwach wäre. Z. B. wenn jemand nur wüßte: Jesus, der Sohn Marias, sei wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren; er habe für unsere Sünden gelitten, und daß Gott um seinetwillen gnädig sein und die Sünden vergeben wolle. Würde er nun in solcher Erkenntniß Gott ernstlich anrufen, daß er doch auch ihm die Sünden um Christi willen vergeben und gnädig sein wolle: so wäre das ein Zeichen, daß in seinem Herzen der wahre, seligmachende Glaube vorhanden sei, indem er ja das Verdienst des Heilandes aller Sünder auch für sich in Anspruch nähme.

Ein Prediger thut gewiß nicht seine Pflicht, wenn er auf solche Seelen in seinem Amtieren keine Rücksicht nimmt, um sie zur Gewißheit ihres Gnadenstandes zu

führen. Sie bedürfen ja des Trostes viel mehr, als die Starkgläubigen. Ach, wie viel Unheil kann doch angerichtet werden, wenn man nur den Glauben beschreibt, wie er sein soll, also einen starken Glauben, und sich dann förmlich mit Warnungen vor einem falschen oder todten Kopfglauben überbietet und sagt: Wer aber nicht so glaubt, der hat noch gar keinen Glauben. Wenn der liebe Herr Jesus da nicht seine kranken und schwachen Schäflein aus Gnaden behütete, müßten sie ja verzweifeln. Ueberhaupt, nur immer den Glauben fordern, heißt noch lange nicht den Glauben predigen. Ja, wenn wir selbst aus eigener Kraft glauben könnten! Allein der Glaube kommt aus der Predigt, wenn nämlich der Herr Christus mit seinem Verdienst recht vor die Augen gestellt wird.

Wie kann denn aber dem schwachen Glauben geholfen werden? Wenn man nach dem Exempel Christi an dem Königlichen die Gebrechen desselben getreulich aufdeckt und zu beseitigen sucht, und die gnadenhungrigen Seelen fest aufs Wort gründet. Man darf solchen Menschen, der gerne um Jesu willen Vergebung der Sünden haben will, nur aufs Wort und Sacrament hinweisen und sagen: Siehe, mein Lieber, in der heil. Taufe hat dir Gott schon deine Sünden vergeben. Denn du bist im Namen des dreieinigen Gottes getauft zur Vergebung der Sünden. Apostelgesch. 2, 38. Darum glaube nur getrost; dein Gebet ist schon erhört. Man kann ihn hinweisen auf die heil. Absolution, von welcher Jesus sagt: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen.“ Joh. 20, 23. Laß dich absolviren von deinen Sünden und glaube, daß deine Sünden damit vergeben sind vor Gott im Himmel. Wie du glaubst, so dir geschieht. Man kann ihn unterrichten über den Nutzen des heil. Abendmahls, daß der Herr Jesus uns da seinen wahren Leib und sein Blut zu genießen gibt zur Versiegelung und Bestätigung, daß auch wir ganz gewiß sollen Theil haben an seiner Erlösung. Durch die Worte: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden“ wird gegeben Vergebung der Sünden. Und wer denselben Worten glaubt, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, der hat Vergebung der Sünden. Oder man kann ihm etliche schöne Sprüche aus dem lieben Evangelio vorhalten, darinnen Gott um Christi willen allen armen Sündern Gnade und Vergebung zusagt und will, daß wir ihn glauben sollen, z. B.: „Rehere wieder, du abtrünnig Israel, spricht der Herr; so will ich mein Antlitz nicht gegen euch verstellen, denn ich bin barmherzig spricht der Herr, und will nicht ewiglich zürnen (Jer. 3, 12)“. Und selig ist der Mensch, der sich getrost auf Gottes gnädige Zusage im Wort und Sacrament verläßt. Der Königliche glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte und ging hin. Und wohl ihm. Wie er geglaubt, so befand er schließlich. Schon unterwegs verkündigten ihm seine Knechte: dein Sohn lebet. Und als er zu Hause anlangte, konnte er seinen Sohn, gesund und wohltauf, mit Freuden in seine Arme schließen. Ach, daß wir doch alle seinem Exempel folgten. Gott hat uns um Christi willen Gnade und Vergebung zugesagt im Evangelio; er hat diese seine gnädige Verheißung unserm Glauben durch die Taufe und das heil. Abendmahl versiegelt und bestätigt. Und er ist getreu, was er zusagt, hält er gewiß. Warum sollten wir nicht ganz getrost sprechen:

Ich weiß und glaub es feste,
Ich rühms auch ohne Scheu,
Daß Gott, der Höchste und Beste,
Mein Freund und Vater sei?

Es könnte hier zwar noch jemand einwenden: Ich

höre zwar das Wort der Verheißung, aber in meinem Herzen empfinde ich den Trost noch nicht, daß Gott mir wirklich gnädig ist? Darauf zur Antwort: Ob du so fühlst oder anders. Dein Gefühl kann dich betriegen. Aber Gottes Wort ist untrüglich. Gott kann doch nicht lügen! Auf sein Wort sollst du dich verlassen.

Sein Wort laß dir gewisser sein
Und ob dein Herz sprach lauter Nein.

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben (Joh. 20, 29)“. Hat sich der Königliche nicht auch schließlich allein, ganz allein auf das Wort verlassen, das Jesus zu ihm sagte? Es soll auch bei uns darum nicht heißen: Ich glaube Vergebung der Sünden, weil ich es fühle und empfinde, daß Gott mir gnädig ist; sondern also: Ich glaube Vergebung der Sünden, weil Gott sie mir aus Gnaden und um Christi willen durch sein Wort und die heiligen Sacramente vergeben hat.

Aus Gnaden! dies hör' Sünd und Teufel,
Ich schwinde meine Glaubensfahr',
Und geh' getrost trotz allem Zweifel
Durchs rothe Meer nach Canaan.
Ich glaub', was Jesu Wort verspricht,
Ich fühl es oder fühl es nicht.

A. F. S.

Nach greift der Tod den Menschen an.

Nach M. Seier.

Uns Menschen geht es wie den Fischen und Vögeln, die mit dem Hamen, mit dem Netz, mit der Schleiße überzogen werden ehe sie es vermutheten; wie den jungen Hühnern und andern Federvieh, welche der Raubvogel stößt, ehe sie sich verfrischen können; wie den Schafen, die etwa der Wolf bei der Nacht erwürgt; wie den Reisenden, die unermuthet von Straßenräubern aus dem Gebüsch angefallen und geplündert werden, ehe sie zur Gegenwehr gelangen können. Es geht mit manchen Todesfällen her, wie im Sommer, da der Himmel wohl eben noch hell und klar gewesen, daß man nicht eine einzige Wolke sehen konnte, aber ehe man es vermeinte, ist ein Ungewitter daher gezogen und ein Blitzstrahl hat einen herrlichen Palast zerschmettert, daß er in wenigen Stunden in Asche gesunken ist. So ist es mit dem Leben der Menschenkinder: es ist wie ein Rauch oder wie ein Staub vom Winde zerstreut, wie ein dünner Reif, der in wenigen Augenblicken dahin ist, daß man seine Spur nicht mehr sieht. Ja wie bei einer Belagerung der Feind oft in seinem Lager stille wird, daß die Belagerten fast aller Furcht vergessen und sich keiner Gefahr mehr versehen; unterdessen aber hat er seine Gräben unter der Erde gelegt, und Pulver darin aufgehäuft und ehe man sichs versteht, springt die Mine und wirft alles über den Haufen und das Kriegsvolk läuft sturm und wird jählings der Stadt Meister, und schreckliche Verheerung verwüstet die Stadt, die aber noch so sicher war: so ist oft mit dem Menschenleben. Der Tod ist wie ein Dieb, der seine Gelegenheit ersieht und unvermuthet einbricht und das Kostlichste mit raschem Griff erwischt und davoneilt, wie ein Jäger, der im Gebüsch liegt und mit gespanntem Hahn auf das edle Hochwild lauert, und wenn das Wild in guter Stille weidend daher kommt, da zielt er und drückt los, und ehe sichs das Wild versteht, da hat es seinen Rest und liegt und verendet.

So macht es auch der Tod mit uns. Scheint es gleich manchmal, als wäre es gut Wetter und wir hätten gar einen Bund mit ihm gemacht, so bringt er doch in Eile ein grimmes Wetter voller Todesschläge zu-

sammen; er hat stets seine Pfeile der Krankheit auf uns gerichtet, und wir wissen nicht, wann er loschießt; heimlich im Verborgenen legt er seine Minen in der Festung unseres Leibes, bis er endlich den Funken hineinwirft und schnell ein Ende macht. Und wie es zuweilen Reisenden ergeht, wenn zur Winterzeit der Schnee tiefe Schachte oder eine dünne Eisschicht tiefe Wasser über und über aber nur schwach bedeckt und nun, wenn sie darüber schreiten oder reiten oder fahren wollen, der Mensch oder Pferd und Wagen mit ihm plötzlich in der Tiefe verschwindet, so sinkt auch oft der Mensch ganz plötzlich und unermüdet, während er noch eine lange Lebensreise vor sich zu haben glaubt, in des Todes dunkeln Abgrund hinab.

Die Pleißenburg zu Leipzig im Juli 1519.

Das im gothischen Style gebaute Schloß Pleißenburg gehört noch zu den merkwürdigen Gebäuden, welche in Leipzig die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, und wenn er in der Geschichte der Reformation bewandert ist, dann steigen bei dem Anblick dieser Mauern ernste und feierliche Gedanken in seiner Seele auf. Gleichwie im Anfang dieses Jahrhunderts unter den Wällen dieser berühmten Stadt ein Kampf der Völker entschieden wurde, so wurde hier, drei Jahrhunderte früher, ein Kampf für die Wahrheit und Freiheit eröffnet, der ungefähr 20 Tage dauerte. Der große Ritteraal des alten Schlosses Pleißenburg war hergerichtet, die Streibahn zu sein, in welcher nicht mit Schwert und Lanze, sondern mit dem lebendigen Worte und den Waffen der Dialektik gestritten werden sollte. Die vornehmsten Streithelden, welche man in dieser Streibahn auftreten sah, waren Dr. Eck von Ingolstadt, Carlstadt und Luther, der Mann der Reformation.

Andreas Bodenstein, nach seinem Geburtsort Carlstadt genannt, war Professor zu Wittenberg, ein feurriger Verehrer und Bewunderer Augustins. Als der Streit über den Ablasshandel begann, konnte Carlstadt kein müßiger oder ruhiger Zuschauer bleiben. Er ergriff Partei für seinen Amtsgenossen, welcher von ihm die Doctor-Weihe empfangen und mit welchem er schon frühe eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft hatte, und trat als dessen Vertheidiger öffentlich gegen Dr. Eck auf. Selbst als Luther, durch sein dem von Militz gegebenes Versprechen gebunden, Stillschweigen beobachtete, setzte er an dessen Stelle den begonnenen Streit fort und nahm mit Begierde den Vorschlag der Gegenpartei an, die streitigen Punkte in einer öffentlichen Disputation, gleichsam vor den Augen von ganz Deutschland auszumachen. Leipzig wurde zum Schauplatz dieses Streitkampfes erkoren, die Erlaubniß dazu von Herzog Georg erbeten und auch erlangt. Letzteres mußte uns einigermaßen Wunder nehmen, da dieser Fürst sich von Anfang an als den erklärtesten Gegner der Reformation bekannte, wenn wir nicht annehmen mußten, daß er damals noch mit vielen Andern die Hoffnung und Erwartung theilte, daß solch ein öffentlicher Streitkampf die so gewaltiges Aufsehen machende Sache mit einem glänzenden Sieg des Professors von Ingolstadt und der völligen Niederlage des Wittenbergischen Gottesgelehrten endigen würde. Aber es war Eck nicht genug, den wenig berühmten Carlstadt zum Schweigen zu bringen und aus dem Feld zu schlagen; seine ehrfurchtigen Pläne dehnten sich noch weiter aus. Luther selber wollte er als Kampffechter gegen sich auftreten sehen, und dies sollte der schönste Vorbeer sein,

den er vom Kampfplatz davontrüge, daß auch dieser von ihm niedergeworfen und überwunden würde.

Um ihn dazu zu bewegen, ließ er dreizehn Sätze erscheinen, welche dem Namen nach gegen Bodenstein gerichtet waren, aber Luthers Lehre mitten im Herzen angriffen. Darunter war einer, welcher ganz eigentlich die päpstliche Lehre betraf. Er behauptete, daß die römische Kirche schon vor Sylvesters Zeiten (also schon vor dem 4. Jahrhundert) über alle anderen Kirchen erhoben, und daß der, welcher auf dem Stuhl Petri saße, auch zu jeder Zeit als der Nachfolger von Petrus und als allgemeiner Statthalter Christi anerkannt gewesen wäre.

Nun konnte Luther nicht unbetheiligt bleiben. Der Vertrag des Stillschweigens, den er mit Militz eingegangen, war von seinen Feinden zuerst gebrochen. Den Thesen seiner Gegenpartei stellte er eine gleiche Anzahl anderer Thesen gegenüber, und darunter eine, welche die Gültigkeit der Obermacht, die die römische Kirche sich zueignete, kühn leugnete: als welche allein aus den sogenannten päpstlichen Dekretalen könne bewiesen werden, aber durch das Zeugniß der heil. Schrift durch elf Jahrhunderte und das Nizäische Concil ausdrücklich widerlegt werde.

Er war jedoch Anfangs nicht Willens, in dem Disput zu Leipzig mehr als Augen- und Ohren-Zeuge zu sein, da auch der Herzog Georg höchst ungern ihn unter den Streitern auftreten sah, und erst als Eck darauf beharrte und für ihn die ausdrückliche Zustimmung des Herzogs ausgewirkt hatte, ließ er sich bereuen und nahm den hingeworfenen Handschuh ritterlich auf.

Die Anstalten, welche in Leipzig getroffen wurden, um der Eröffnung dieses Wettkampfes den größtmöglichen Glanz zu geben, ließen genugsam erkennen, welches großes Gewicht von beiden Parteien dem Ausgange beigelegt wurde. Waren auch die Meisten nicht im Stande, über die streitigen Punkte ein Endurtheil zu fällen, so begriff man doch, daß das Lebensprincip der alten Kirchenverfassung darin beschlossen war, und man hatte ein dunkles Vorgefühl von den wichtigen Folgen, wozu dieses Zwiesgespräch führen konnte. Der Herzog Georg war mit einem Theil des Hofstaates, wozu auch der 12jährige Fürst von Anhalt gehörte, von Dresden nach Leipzig gekommen, um dabei gegenwärtig zu sein. Auf der Pleißenburg war der Ritteraal zu einem Hörsaal eingerichtet. Hier standen neben den Sesseln für die fürstlichen Personen zwei Sitze einander gegenüber aufgerichtet.

An dem einen prangte das Bild des heiligen Martinus, an dem andern das von St. Georg. Zunächst daran standen die Tische für die Schreiber. Der ganze Saal war mit Bänken für die Zuhörer bestellt, und Bänke und Sitze waren mit schönem Tapetenwerk umhangen.

Eck hielt am 21. Juni seinen Einzug in die Stadt in priesterlicher Gewande und wurde von dem Jubel der Einwohner begrüßt. Drei Tage später kamen die Wittenbergischen Theologen an, geleitet von dem Herzog von Pommeren, dem Rector Magnificus der Universität, und begleitet von fast 200 Studenten, mit Piken und Hellebarden bewaffnet, welche den Wagen, in denen ihre Lehrer saßen, sowohl zur Schutz- als zur Ehrenwache dienten. Nicht weniger stattlich und feierlich war der Aufzug am Morgen des 27. Juni, dem Tage, welcher zur Eröffnung dieser merkwürdigen Disputation bestimmt war.

Um 6 Uhr des Morgens begab sich der Zug unter Vortritt der fürstlichen Personen und dem Geleite der

bewaffneten Bürgerwehr nach der St. Thomas-Kirche, wo die Messe von einem vortrefflichen Sängerkhor aufgeführt wurde, um durch diese kirchliche Feierlichkeit sich vorzubereiten auf die Feierlichkeit des Tages. Nach Beendigung dieses Gottesdienstes setzte sich der Zug abermals in Bewegung nach der Pleißenburg, und nachdem der reichverzierte Saal die ansehnliche Versammlung aufgenommen und sich Alle niedergesetzt hatten, betrat Petrus Mosellanus die Rednerbühne und hielt eine lateinische Ansprache, worin er den streitenden Parteien an das Herz legte, sich nicht von einem eiteln Wortgezänke verführen lassen, sondern über alles die Wahrheit zu suchen und zu bezwecken. Kannu schwierig der Redner — und eine herrliche Kirchenmusik fiel ein; eine bekannte Melodie ließ sich hören; die ganze Versammlung kniete nieder, und das Gewölbe des Saales Pleißenburg hallte wider von dem uralten Kirchengesang: Veni creator spiritus! Ein Gebet um den heil. Geist von solch einer ansehnlichen Versammlung in der tiefsten demüthigen Haltung in so wichtigen Augenblicken welche so viel für die Zukunft entscheiden konnten: dies mußte wohl ein tiefergreifender Anblick gewesen sein; dies kann in vielen Gemüthern einen ernsten und heilsamen Eindruck hinterlassen haben!

Der interessante Kampf sollte nun eröffnet werden, welcher beinahe zwanzig Tage dauerte und mit wenigen Unterbrechungen, nämlich an Sonn- und Festtagen, jeden Vor- und Nachmittag auf's Neue aufgenommen wurde, ohne daß die Kampfhelden müde wurden zu freiten.

Die Disputation wurde zwischen Carlstadt und Eck mit der Erneuerung des alten Streites zwischen Augustinus und Pelagius eröffnet. Carlstadt vertheidigte das sittliche Unvermögen des natürlichen Menschen zu allem Guten und leugnete die Verdienstlichkeit seiner Werke auch im Stande der Gnade. Er hatte Augustinus, Eck, der sich in diesem Streit als Semipelagianer zu erkennen gab, alle Scholastiker für sich. Eck übertraf bei Weitem seinen Gegner in Gewandtheit und Schlagfertigkeit im Disputiren, obgleich er zuweilen weichen oder mehr, als er vielleicht selbst beabsichtigte oder es den Anhängern seiner Partei angenehm war, dessen Sätzen sich nähern mußte.

In der Reihe der Wittenberger Professoren saß ein jugendlicher Gelehrter, den man wegen seines zarten Körperbaus, wegen des Sanften und fast kindlichen seiner Gesichtszüge noch unter die Zahl der Knaben würde gerechnet haben, wenn er nicht unter den achtbarsten und berühmtesten Männern, welche man hier zusammen fand, seinen Platz genommen hätte; wenn nicht der ganze Ausdruck seines Gesichts den tiefdenkenden Mann in dem kaum gereiften Jünglinge angekündigt hätte. Es war Philippus Melancthon, welcher wegen seiner vielumfassenden Gelehrsamkeit und seines Einflusses als Lehrer der Lehrmeister Deutschlands genannt worden ist. Während der Augenblicke, in welchen wir ihn betrachten, sitzt er mit gespannter Aufmerksamkeit auf Eck und Carlstadt horchend. Die Bewegung auf seinen Gesichtszügen drückt den lebendigen Antheil aus, den er an dem Streite nimmt. Es ist ihm unmöglich, ganz parteilos zu bleiben. Dann und wann, wenn Carlstadt von seinem Widerpart in die Enge getrieben wird, ergreift er eine Feder, schreibt ein paar Worte auf ein vor ihm liegendes Papier und schiebt es seinem Collegen zu. Einmal selbst steht er auf, um sich unmittelbar in den Streit zu mischen; aber Eck fällt ihm sogleich mit einer Stentorstimme in die Rede: „Schweig, Philippus, bekümmere dich um

deine eigenen Studien und laß mich in Ruhe!" Melancthon schwieg.

Bisher war der Streit, obgleich er einige Tage nach einander fortgesetzt wurde, nur ein Scharmügel gewesen gegen das, was folgte, als Luther seinen Platz einnahm und auf den 4. Juli die Rednerbühne betrat. Zuvörderst erklärte er, daß er sich gerne dieses Streites, welchen er jetzt „im Namen des Herrn“ begünne, enthalten hätte, wenn er nicht durch Eß dazu wäre genöthigt worden. Bald waren beide Parteien in einen hitzigen Streit über die Oberherrschafft des Papstes verwickelt, deren Gültigkeit Luther allein nach menschlichem Rechte zugestehen wollte, Eß dagegen nach göttlichem und menschlichem Rechte zugleich wollte behaupten. Eß führte an, daß die streitende Kirche auf Erden das Bild sei der triumphirenden Kirche im Himmel; daß gleichwie hier nur Ein Oberhaupt wäre, nämlich Gott, so auch nur Ein Oberhaupt auf Erden sein dürfe. „Eine Kirche ohne Haupt wäre eine Mißgeburt, und dieses Oberhaupt, wer sollte das anders sein können, als der Bischof von Rom?“ „Nein!“ rief Luther aus, „Christus selber, und nicht ein Mensch, ist auch das Oberhaupt der streitenden Kirche, denn da stehet geschrieben, daß „Er muß herrschen, bis er alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße wird gelegt haben.“ „Wenn der Papst stirbt,“ sagte er, „dann ist die Kirche doch nicht ohne Haupt; warum soll denn Christus nicht auch das Haupt sein, so lange der Papst lebt?“ Eß berief sich auf den bekannten Ausspruch Jesu an Petrus: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeine,“ und führte eine Erklärung dieser Stelle aus Augustinus an, welche den römischen Ansichten günstig schien. Luther suchte ihm sowohl diese Stelle, als auch die Erklärung des Augustinus zu entkräften, aber fügte hinzu, daß, ließe er auch diese Erklärung gelten, sie doch nichts zu Gunsten der römischen Bischöfe beweisen würde, und ständen auch hierin Augustinus und alle Kirchenväter auf Seite seines Gegners, er denn doch nicht mit ihnen übereinstimmen könne, denn es stehe geschrieben: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ Eß behauptete, daß der Papst allerdings nicht der allgemeine Bischof heißen könne, aber doch der Bischof der ganzen oder allgemeinen Kirche. „Es ist wohl der Mühe werth,“ rief Luther aus, „daß ich nach Leipzig gekommen bin und hier so viel Unkosten verursache, um eine so feine Distinktion zu lernen.“ Eß behauptete, daß die ganze Christenheit von der frühesten Zeit an erkannt hätte, daß die römische Kirche ihre Oberherrschafft von Christus selber und nicht von einem menschlichen Recht empfangen habe, ausgenommen die verhasste und verachtete Secte der Hussiten, „deren Meinungen der ehrwürdige Doctor nicht fremd zu sein schiene.“ Luther suchte zuerst die Schmach dieser Kezerei weit von sich abzuweisen, kam aber bald, durch diese gehässige Bemerkung seiner Gegenpartei erbittert und angefeuert, mit der freimüthigen Behauptung hervor, daß unter den Meinungen von Huß und seinem Anhange einzelne ächt christliche gefunden würden, welche mit Unrecht verdammt worden seien. Hierzu rechnete er folgenden Satz: „Es ist keineswegs nöthig zur Seligkeit, zu glauben, daß die römische Kirche über alle andere erhoben sei.“ Möge es Wicler oder Huß sein, der das gesagt habe, das kümmere ihn wenig, denn Wahrheit sei es! Diese freimüthige Aeußerung verursachte eine allgemeine Bewegung und Bestürzung in der Versammlung. Ein Gemurmel von Mißbilligung und Erstaunen durchlief den Saal. Man sprach überlaut und in Verwirrung durch einander. Sie, die während der

Disputation in süßen Schummer gesunken waren, erwachten mit Schrecken. Luthers Freunde erblickten und seine Feinde saßen Muth. Herzog Georg sprang von seinem Sitze auf, schüttelte das Haupt, stemmte die beiden Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „Das walt' die Sucht!“ Luther ließ sich jedoch keineswegs entmuthigen oder in Verwirrung bringen. Er wies auf das Beispiel der griechischen Kirche hin, auf so viele vortreffliche Männer, in ihrem Schooße geboren, welche, ohne die Oberherrschafft der römischen Kirche anzuerkennen, (wie man vertrauen müsse) selig geworden wären, und blieb auf seiner Behauptung stehen: daß für den Christen kein höheres Recht bestesse, denn das Ansehen der heiligen Schrift. Dies konnte Eß unmöglich zugeben. Beide Streiter standen einander gegenüber, ohne einen Fuß breit zu weichen.

Nachdem man diesen vornehmsten Streitpunkt aufgegeben hatte, wurde noch über das Fegfeuer, die Art der Befehrung und den Ablass gestritten. Obgleich in diesem letzten Punkt eine größere Annäherung bestand, so hatte doch die gegenseitige Erbitterung zugenommen. Eß ließ nicht nach, den Luther fühlen zu lassen, daß er ihn als einen Kezer betrachte, welchen der Banusfluch der Kirche treffen müsse; Luther warf seiner Gegenpartei vor, „daß sie so flüchtig über den Sinn der heil. Schrift hinlief, wie eine Spinne über das Wasser, es ihr so hange vor der Bibel wäre, wie dem Teufel vor dem Kreuz.“ Als Luther von der Rednerbühne abgetreten war, trat Carlstadt noch einmal auf und nahm den Streit über die Verdienstlichkeit der guten Werke wieder auf. Den 16. Juli hielt der Rector der Universität, Jacob Lange, eine Schlußrede, worin er der Kenntniß und Gelehrsamkeit beider Theile Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ein feierlich angestimmtes Te Deum beschloß die Versammlung.

So endigte das lang ausgebehnte, aber merkwürdige Gespräch auf der Pleißenburg zu Leipzig. Beide Parteien schrieben sich den Sieg zu. Für den oberflächlichen Zuschauer und Beurtheiler war also die Sache auf demselben Punkte geblieben, worauf sie früher stand. Und dennoch konnte man diese Disputation für die Sache der kaum erblühenden Reformation in mehr als einer Hinsicht wichtig und vortheilhaft nennen.

Zu diesen vortheilhaften Folgen des Leipziger Gesprächs zählen wir den tiefen und günstigen Eindruck, welcher dadurch auf viele Gemüther hervorgebracht wurde. Ein Eß mochte den Seinen Triumph blasen, dieweil er bei Vielen, die allein seine Beredsamkeit zu bewundern verstanden, als Sieger galt; aber die tiefer Denkenden und Sachkundigsten sprachen ein ganz anderes Urtheil aus. Der gelehrte Mosellanus zögerte nicht, Luthern den Sieg zuzuerkennen. Polyander, Cellarius, Cruciger, Männer, deren Namen später in der Geschichte der Reformation berühmt geworden sind, wurden hierdurch für die Wahrheit gewonnen. Sie offenbarte selbst ihre Macht an dem noch kindlichen Gemüth des jugendlichen Fürsten von Anhalt, welcher, tief betroffen von allem, was er in diesen Tagen gesehen und gehört hatte, mit Leidenschaft die Sache der Reformation erfaßte und durch keine Versprechungen noch Drohungen mächtiger Blutsverwandten oder Freunde von dieser Wahl abzubringen war. Die Worte, die Luther auf der Pleißenburg gesprochen, hallten wieder bis nach Böhmen. Und welchen Eindruck bei der studirenden Jugend ihre Anwesenheit bei diesem Streitkampfe zurückgelassen, das zeigte sich bald, als die Hörsäle bei der Leipziger Universität schier leer standen und

die Zahl der Studenten in Wittenberg sich fast verdoppelte.

Aber noch ungemein wichtiger war der Einfluß dieses Kampfes auf den Geist des großen Reformators selber zur Befestigung seiner Ueberzeugung, zur Stärkung seines Muthes und zu größerer Klarheit in der Lehre. Um sich dazu gehörig vorzubereiten und den begonnenen Streit schriftlich fortzusetzen, wurde Luther zu geschichtlichen Studien und Forschungen getrieben, wozu er sonst vielleicht nicht so bald gekommen wäre. Mit der Bibel in der einen Hand und der Geschichte in der andern mochte Luther Rom gegenüber unüberwindlich heißen. Schon als er sich bereit machte, um sich mit Eß auf dem Kampfplatz zu messen und dazu die päpstlichen Dekretalen durchlief, schrieb er an einen seiner Freunde: „Bis jetzt ist Alles nur Spiel gewesen, jetzt aber wird es gegen den Bischof von Rom recht Ernst werden“; und an Spalatin: „Ich fange wahrlich an zu glauben (dies flüstre ich Euch in das Ohr), daß der Papst der Antichrist selber oder sein Apostel ist, so jämmerlich wird Christus, das ist die Wahrheit, von ihm mißhandelt und gekreuzigt in seinen Dekreten.“ Aber Vieles, was ihm damals noch zweifelhaft schien, wurde ihm im Laufe fortgesetzter Untersuchung bald unzweifelhaft gewiß. Welchen schnellen und erstaunlichen Fortschritt in der Bekenntniß, welchen tiefen Blick in das Verderben der Christenheit er gethan hatte; aber auch, wie ganz seine Seele vor Entrüstung glühte über des Teufels Trug und List: — dies Alles zeigte sich schon sonnenklar, als er, ein Jahr nach der berühmten Disputation von Leipzig mit der Schrift hervortrat: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.“

Die Waife.

Ein Bild aus dem Arbeiterstande.

(Fortsetzung.)

Wenn Louise heute die Jahre, welche sie in meinem Hause verlebte, die glücklichsten ihres Lebens nennt, so mag sie hierin wohl insofern Recht haben als sie hier ohne Sorgen und Anfechtungen, die später im großen Maße an sie herangetreten, lebte. Sie entwickelte sich geistig auffallend schnell, und hatte nach wenigen Jahren schon die meisten ihrer Mitschüler und Mitschülerinnen in Kenntnissen und Kunstfertigkeiten überflügelt, wozu auch der vollständige regelmäßige Schulbesuch das Seine beigetragen haben mag. In ihrem vierzehnten Lebensjahre nahm sie am Confirmandenunterricht theil, und allmählig war auch der Tag der Confirmation herangekommen. Die Kirche war reichlich mit Laub geschmückt. Viele Töchter wohlhabender Eltern waren mit reichen Kleidern angethan. Unser Pfllegeind trug zwar ein neues, aber schlichtes Wollenkleidchen und um den Hals einen umgeschlagenen kleinen, weißen Kragen. Das Haar hing in schlichten Flechten hernieder. Dennoch sah das Kind sehr hübsch aus. Die Prüfung war beendet, und mehrere der reiferen Kinder hatten, wie es Brauch war, ein kurzes sogenanntes Glaubensbekenntniß, das sie selbst verfaßt haben sollten, herzusagen. Unsere Louise blieb damit zulezt. Sie hatte die Ergießung des Herzens, freilich nicht ohne einige Winke von ihrem lieben Seelsorger darüber empfangen zu haben, selbst verfaßt. Mir sollte sie vorher nicht mitgetheilt werden. Schon glaubte ich, das Kind würde nichts hersagen, als der würdige Seelsorger es vor den Altar rief, und, Bezug nehmend auf seinen Waisenstand und auf die ihm von dem Gott der Gnade bewie-

sene reiche Hilfe, überaus herzliche Worte an das Kind richtete. Und als er mit den Worten schloß: „Mein Kind, ein Zeugniß muß ich dir im Angesichte der Gemeinde geben: du hast mein Herz erfreut und es mit den schönsten Hoffnungen erfüllt. Mit Dank gegen Gott, den Vater der Waisen, der dich ihnen zugeführt hat, sind auch die Herzen derjenigen erfüllt, welche deren Stelle an dir ersetzt haben, die dir Gott so früh genommen. In ihrem Hause, ja an ihren Herzen hat das verlassene Böglein sein Nest wieder gefunden; deß freue sich heute und immerdar dein Herz, und preise den Gott der Gnade. Ein liebes Obdach hast du gefunden im Leiblichen, ein noch besseres im Göttlichen. Das sind die herrlichen Vorhöfe des Hauses deines Gottes. Suche sie immer und immer wieder auf, die Vorhöfe deines Gottes und Heilandes, und werde nie müde; die Gnade dessen zu preisen, der Alles so herrlich regieret, der dich auf Flügeln des Adlers hat sicher geführt, der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspürt?“ Da fiel das Kind ein: „Ja, ich bekenne mit gerührtem Herzen, daß Gott, der mich erschaffen, mich auf Flügeln des Adlers bis hierher getragen hat. Ich will ihn nicht verlassen; denn er hat mich nicht verlassen. Ich will ihn aus Grund meines Herzens lieben; denn er hat mich zuerst geliebet. Ich bitte ihn jetzt in dieser Stunde, daß er seinen heiligen Engeln über mir Befehl thue, daß der böse Feind keine Macht an mir habe. Ich glaube an Jesum Christum, meinen Heiland und Erlöser, der auch für mich sein theures Leben dahin gegeben hat, und mir, die ich hier arm bin, ein reiches Erbe im Himmel bereitet hat. Als sie solches gesprochen, knieten alle Confirmanden nieder und beteten laut:

Ach Gott, verlaß mich nicht,
Gib mir die Gnadenhände,
Ach führe mich, dein Kind,
Daß ich den Lauf vollende
Zu meiner Seligkeit,
Sei du mein Lebenslicht,
Mein Stab, mein Hort, mein Schutz,
Ach Gott, verlaß mich nicht.

Dann stimmte die ganze Gemeinde den Vers an:

O, du großer Gott, erhöre,
Was dein Kind gebeten hat.
Jesu, den ich stets verehere,
Bleibe ja mein Schutz und Rath.
Und mein Hort, du werther Geist,
Der du Freund und Tröster heißt,
Höre doch mein sehnsüchtiges Flehen!
Amen, ja es soll geschehen.

Unsere Louise war 16 Jahre alt und eine rüstige Arbeiterin geworden; denn zu arbeiten, tüchtig und freudig zu arbeiten, galt als Loosung in meinem Hause, zumal die Nothwendigkeit es gebot. Mein Einkommen war gering, und die Kinderzahl hatte sich inzwischen um 4 Häupter vermehrt. Muß ich heute, da ich ein reichliches Brot habe, auch mit innigem Danke gegen Gott bekennen, daß wir in jenen Jahren, selbst zu Zeiten der Theuerung, das Sattenessen gehabt, müssen auch meine lieben, nun alle erwachsenen und wohlversorgten Kinder, wenn sie der im Elternhause verlebten glücklichen Tage gedenken, auf meine Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ freudig antworten und sagen: „Nie keinen!“ so galt es damals doch, die Hände zu regen. Unsere Louise fühlte bei der frühen Reise ihres Geistes sehr bald, wo der Schuh drückte, wenn Dieses oder Jenes nicht geschafft wurde, was im Haushalt wünschenswerth erschien.

Da machte ihr eines Tages die Frau des Oberamtmanns den Vorschlag, bei ihr als Stubenmädchen einzutreten. Die Frau Oberamtmann war eine Pfarrerstochter, freundlich und lieblich gegen jedermann. Louise bat uns so dringend um Erlaubniß für die Annahme dieses Dienstes. „Die Frau Oberamtmann,“ sagte sie, „hat mich angerufen, als ich an dem Hofgarten vorbei ging, und war so gütig gegen mich, daß es ja undankbar von mir wäre, ihr Anerbieten zurückzuweisen.“ „Wie schön wird es sein“, sagte sie, „wenn du zu deinen Pflegeeltern so oft, wie du willst, als Gast kommen kannst. Wie werden sie sich dann über dich freuen, und wie glücklich wirst du sein, sie immer in der Nähe zu haben. Auch die Erlaubniß, die Kirche fleißig zu besuchen, hat sie mir zugesagt.“

Auf ihr fortgesetztes Bitten gaben wir denn endlich unsere Erlaubniß, und nach einigen Tagen war die kleine Louise Stubenmädchen im Hof.

Was wir freilich befürchtet hatten, traf nur zu bald ein. Da Louise von der Frau Oberamtmann bevorzugt wurde, hatte das arme Mädchen bald Feinde, zu welchen namentlich die Köchin gehörte, ein derbes und grobes Französin, welches das „Püppchen von Stubenmädchen“ gleich mit Scheel- und Eifersucht betrachtete. Es widerstrebte dem Kinde, gegen mich oder die Hausfrau über die rohe Behandlung von Seiten der Köchin Klage zu führen, und es ertrug dieselbe nur zu geduldig. Die andere Magd, Namens Caroline, erschien weniger unfreundlich gegen Louise, war aber schlimmer als die grobe Köchin. Hier soll gleich erwähnt werden, daß diese Caroline ein Verhältniß mit dem Sohne eines Kammerers, einem ehemaligen Müllergesellen, unterhielt, welcher, wahrscheinlich wegen Untreue, seines Dienstes entlassen war, sich mittlerweile bei seinem Vater aufhielt und in die Gutsarbeit ging. Dadurch und durch sein zuvorkommendes aufstelliges Wesen hatte er sich die Geneigtheit des Oberamtmanns erworben, der nicht nur seinen Aufenthalt bei seinem Vater duldete, sondern ihn auch zu allerlei Sendungen verwendete.

Mehr als die Köchin schien, wie bereits erwähnt, die dritte Dienstmagd Louise zugethan. Sie zeigte sich geneigt, von Legteren sich Gebete und Bücher frommen Inhalts vorlesen zu lassen, das müßte aber nicht in der Küche, sondern Abends in der Kinderstube geschehen. Louise konnte in ihrer kindlichen Unbefangenheit keinen Argwohn daraus schöpfen, obgleich es ihr bei mehr Erfahrung und Menschenkenntniß hätte auffallen müssen, daß Caroline sich wiederholt und angelegentlich nach Dingen erkundigte, für welche Louise sich gar nicht interessirte, z. B. ob die Herrschaften fest schliefen, ob der Herr Oberamtmann schnarche u. s. w. Caroline wurde immer zutraulicher und sagte eines Abends, während die Herrschaft ausgefahren war: „Weißt du was, Louischen? Wir bleiben hier nicht. Ich möchte am liebsten heute auf und davon gehen, am liebsten gleich nach Amerika, wo man seine 100 Thaler Lohn bekommt, ja wo ein hübsches Mädchen Glück machen und einen vornehmen Mann bekommen kann. Glaube mir, es sind schon viele deutsche Dienstmädchen dort reiche Frauen geworden.“

Louise fragte: „Von wem hast du das?“

Caroline sagte: „Von Einem, der es besser weiß, als du und ich, den ich aber noch nicht nennen will.“

Louise ahnte nicht, daß es der Müllergeselle war. Dann sagte jene weiter: „Gut wäre es, wenn man sich hier das Geld zur Ueberfahrt besorgen könnte; wenn das aber nicht geht, müßte man erst in einer großen Stadt ein Jahr dienen, z. B. in Berlin oder Ham-

burg, wo es auch schon 50 Thaler oder mehr Lohn gibt. Aber ohne dich würde ich nimmer von hier gehen wollen; denn du bist mir lieber als eine Schwester.“

Louise war gegen dergleichen Anfechtungen gefeit und sagte: „Warum sollte ich in Berlin, Hamburg oder gar in Amerika ein Glück suchen, das ich hier haben kann?“

„Du willst hier eine reiche Frau werden?“ lachte Caroline.

„Nein, daran denke ich überhaupt nicht: aber reich und glücklich sein ist nicht einerlei. Wer hier fleißig betet und arbeitet, findet sein Brot, und wenn ein solcher Mensch ein frommes Herz hat, kann er eben so glücklich, ja viel glücklicher sein, als es viele Reiche sein mögen. Glaube mir, der Reichthum hat viele Gefahren und macht viele Menschen unglücklich.“

„Ach, geh' doch,“ sagte Caroline, „das redest du Leuten nach, die den Armen, die sie ja als Sklaven brauchen, gern einbilden möchten, daß sie sich in ihrer Sklaverei glücklich fühlen können. Du willst wohl gern dein Leben lang Sklavin bleiben?“

„Die Sklaven findest du in deinem Amerika, liebe Caroline.“

„Ach, Louise, das sind die Schwarzen.“

„Siehe, wie du die armen Schwarzen verachtest,“ sagte Louise, „und bedenkst nicht, daß sie von Gott eben so gut wie du erschaffen sind. Ach, Caroline, wenn du reich wärest, so würde das dein Herz verhärten, und die dir dienen, hätten es viel schlimmer als du es je im Dienst gehabt hast. Laß dich nicht vom Hochmuth behören, der führt nimmer zum Glück!“

„Ach, du redest denen nach, die gut reden haben, weil sie in ihrem Reichthum warm sitzen. Wer wird doch auf die hören!“ erwiderte Caroline.

„Ich rede es einem Manne nach, der wahrlich nicht reich ist, wohl aber warm sitzt, weil sein Haus eine Stätte der Zufriedenheit und des Gottvertrauens ist,“ gab Louise zur Antwort. „Das ist mein Pflegevater.“

Caroline hörte geduldig zu, und Louise meinte schon, sie wäre in sich gegangen. Da sagte jene plötzlich: „Ein rechter Thor ist, wer es besser haben kann, wie du, und es nicht will.“

Louise war doch schon in soweit erfahren, daß sie merkte, Caroline habe noch etwas auf dem Herzen, und da, obwohl nichts Gutes von ihr hoffend, sie doch gerne wissen mochte, was es sei, um ihr womöglich eine Thorheit aus dem Sinne zu reden, fragte sie so freundlich wie möglich: „Wolltest du mir nicht noch etwas mittheilen?“

„Ich traue dir nicht,“ sagte jene.

„Warum solltest du mir nicht trauen? Habe ich etwas gethan, das Mißtrauen verdient?“

„Du wirst ja keinen guten und verständigen Rath annehmen.“

„Ich sollte keinen guten und verständigen Rath annehmen? Das wäre übel.“

„Du würdest mich nur verrathen.“

Louise meinte, Caroline rede von einer ihr drohenden Gefahr und sagte: „Ich kann schweigen, das magst du mir glauben.“

Da sagte jene schnell und entschlossen: „Wenn du plauderst, ist schon dafür gesorgt, daß du mit in die Bredouille kommst. Warum hast du mich schon mehrere Abende hier in die Kinderstube geführt, ohne daß die Frau Oberamtmann es wußte?“

Louise erschrock heftig und rief: „Caroline, was hast du vor?“

Jene lächelte überlegen und sagte: „Siehst du, kluge Predigerin, wie du schon in der Lunte stiebst?“

„Ich?“ sagte Louise. „Zuniefers?“

Jene sagte begütigend: „Es ist ja nichts Schlimmes im Spiel. Du sollst nur, wenn die Herrschaften zu Hause und die Stuben aufgeschlossen sind, dieses Stück Wachs auf die Schlüsselöffnung der Schlafthür und des Geldkastens drücken und es mir dann zurückgeben.“

Louise kannte noch nichts von den Spitzbubenkünsten und wußte darum auch nicht, was der Wachsabdruck bezwecken sollte. Jedoch kam es ihr nicht im entferntesten in den Sinn, dem an sie gestellten Verlangen zu willfahren. Sie fühlte vielmehr, daß eine Bosheit beabsichtigt war und sagte darum: „Ich werde das nun und nimmer thun, wohl aber der Herrschaft anzeigen, was du verlangt hast.“

„Thue es nur,“ sagte jene, so wird höchstens dabei herauskommen, daß wir beide uns, nachdem unser Plan längst verabredet war, erzürnt haben. Dann werden wir beide fortgejagt.“

„Mag sein,“ sagte Louise, und nun mache, daß du hinauskommst.“

Da zog die schlaue Versucherin andere Saiten auf und brach plötzlich in ein schallendes Gelächter aus. „O, du einfältiges Kind,“ sagte sie, „was denkst du dir bei dem dummen Scherz? Brauchst es nicht zu thun. Ich wollte dir ja später jagen, was es damit sollte. Nun höre, du dummes Kind, was die Leute glauben: Wenn man ein Stück Wachs auf die Schlüsselöffnung eines Schrankes oder Kastens drückt, worin sich Geld befindet, und dann von demselben 3 Lichtchen fertigt, diese 3 Abende vor dem Schlafengehen anzündet und dabei dreimal das „Vater unser“ und den Segen betet, so gewinnt man, natürlich wenn man ein Loos genommen, in der Lotterie.“

Louise sagte: „Das ist eine nicht sehr glückliche Erfindung von dir. Wozu sollte denn das Aufdrücken des Wachses auf das Schlüsselloch der Schlafstübenthüre sein?“

„Befindet sich darin nicht der Silberschrank der Herrschaften und in demselben nicht etwa auch das eigene Geld derselben?“ fragte jene zurück.

Louise verlangte nochmals bestimmt, daß die Versucherin die Kinderstube verlassen sollte. Da hat dieselbe unter Thränen, sie möge der Herrschaft doch nichts von dem „dummen Zeuge“ jagen. Dieselbe wäre mißtrauisch und würde am Ende aus einem ganz unschuldigen Scherz wer weiß was für schlimme Geschichten machen, und sie beide hätten unnützer Weise einen „Klacks“ fortbekommen.

Louise war wohl überzeugt, daß, im Falle die Geschichte zur Sprache käme und die Angeklagte den Dienst verlassen müßte, dieselbe vermöge ihrer eben befundeten Gewandtheit im Lügen nicht nur beflissen, sondern auch im Stande sein würde, ihre, Louisens, Treue zu verdächtigen. Vielleicht glaubte sie auch halb daran, daß Aberglauben der ihr gestellten Zumuthung zu Grunde läge. Jedenfalls ließ sie sich durch die Thränen und Bitten der Heuchlerin mit bestimmen, das Versprechen des Schweigens zu geben, was sie später sehr bereut hat. „Siehe,“ sagte sie, ich weiß nicht, ob das, was du mit mir vorhattest, Aberei oder Bosheit war; aber ich will versprechen, darüber zu schweigen.“

Gleich darauf fühlte sie wohl einige Reue darüber, aber Caroline schien so demüthig und voll frommer Regung, daß Louise im Begriff war, sie schwersterlich zu umarmen. Da erschien auf der Schwelle der Kinderstube die Köchin, helfend wie gewöhnlich, und forderte

Caroline auf, zu ihr in die Küchenstube zu kommen; denn sie säße daselbst allein wie im Grabe; auch meinte sie, das Fräulein da könnte doch wohl auch in die Gesindestube kommen, dazu wäre es doch wohl nicht zu sein.

Louise antwortete: „Ich bin kein Fräulein und verbitte mir dergleichen Bezeichnungen; übrigens will ich gern in die Gesindestube kommen, wenn ich mit dummen Neckereien verschont bleibe.“

Die Köchin sagte dazu nichts. Sie war jedenfalls nicht in heldenmüthiger Verfassung, wie sie denn überhaupt, was in der Regel bei Großmäulern der Fall ist, furchtbarer Natur war.

Als die drei in die Kinderstube traten, sagte die Köchin: „Kinder, bi ons geit etwas für. Eck häb schon oft markt, dat hier nich Allens rechtig es; ek häb aber stell geschwege, wielt ek ju nich änstige wull.“

„Ach,“ sagte die schlaue Caroline, „du trutste Seel,“ und umarmte sie.

„Gah mi vont Piew,“ sagte die Köchin, „on veralwer die nich.“

Louise aber fragte die Köchin, was sie vernommen habe. Diese erzählte hierauf, sie hätte in der Wand, welche die Schreiberei von der Fremdenstube trennt, ein so dumpfes Geräusch, wie unter der Erde, gehört, daß sie dabei die Gänsehaut über dem ganzen Körper verspürt habe. Kurz vorher aber hätte etwas, wie ein altes vermunntes Frauengesicht, durch's Fenster gesehen. „Gott wet,“ sagte sie, „wat Mal en diesem Hus für gahn es. Eck bliew nicht länger, als bet Martin.“

Da sagte die übermüthige Caroline hüpfend: „Ah, süße Dorothea, da ziehen wir beide nach dem goldenen Amerika, oder nach Spanien, wo die Citronen blühen. Dich, alte Tavarant, als dicke Farmerfrau und mich als Frau Doctor zu sehen, wäre doch reizend.“

„Wo hast du die Redensarten her?“ fragte Louise. „Bildung willst du jagen, mein Kind,“ erwiderte Caroline. „Du sollst wissen, daß ich 5 Jahre in der Stadt gedient und das Theater besucht habe; da lernt man was.“

Die Köchin hatte eine passende, vielleicht auch etwas unpassende Entgegnung im Munde, als das Geräusch sich wiederholte. Während die Köchin ängstlich darauf aufmerksam machte, und Caroline in Singen und Trällern ausbrach, eilte die besonnene Louise, ohne sich von Caroline, die sich damit bemühte, aufhalten zu lassen, hinaus und rief, da der Nachtwächter nicht auf dem Platz war, laut nach der Stallwache, die auch bald herbeikam und mit Louise das Haus umkreiste. Es war nichts Verdächtiges zu bemerken. Bei näherer Untersuchung der nach dem Garten hinausführenden Schreibereifenster fanden sie aber einen Flügel nur angelehnt. Er konnte auch von dem Rechnungsführer aus Versehen offen gelassen sein.

Gleich darauf fuhr ein Wagen vor, der die Herrschaften heimbrachte. Louise machte die Mittheilung von dem Vorgesahenen. Die Schreiberei wurde sofort geöffnet u. man fand in der Thür nach der Fremdenstube den einen Schenkel der Haspe, worin der Sicherheitsbolzen des Schlosses steckte, durchseilt. Alle Hausbewohner waren bei der Untersuchung zugegen. Der Oberamtmann meinte, durch die geöffnete Thür hätte der Dieb allerdings in das Fremdenzimmer und aus demselben in das Arbeitszimmer des Gutsverwalters, wo die Kasse war, gelangen können. Der Patron müsse hier Bescheid wissen, werde sich aber nach diesem Mißlingen hüten, wieder zu kommen. Das bejahte Caroline unberufener Weise und, wie es schien, sehr lebhaft. Wie war der Dieb in die Schreiberei gelangt? Der

Rechnungsführer, welcher sich bald darauf ebenfalls eingefunden hatte, konnte nicht bestreiten, daß der Fensterflügel, der öfter geöffnet wurde, möglicher Weise von ihm nicht zugehakt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Schulzwang und Gemeindefschule.

Folgende Fragen und Antworten, die besonders für uns, die wir die Staatschulen nicht besuchen und doch in einem Staate mit Schulzwangsgesetzen wohnen, von Wichtigkeit sind, veröffentlicht der Staatssuperintendent Whitford im Wisconsin Journal of Education.

Frage: Haben Eltern dem Schulzwangsgesetz Genüge gethan, wenn ihre Kinder eine Privatschule besuchen, in der nur Religionsunterricht ertheilt wird?

Antwort: Das Gesetz hat nur den Zweck, für jedes Kind ein Minimum weltlichen Unterrichts zu sichern. Daß also ein Kind Religionsunterricht empfängt, ersetzt nicht das gänzliche Wegfallen des weltlichen Unterrichts.

Frage: Entspricht es dem Zweck, wenn ein Kind eine Privatschule besucht und weltlichen Unterricht erhält, aber nicht in englischer Sprache?

Antwort: Allerdings. Das Gesetz hat nicht die Absicht, den Unterricht nur in einer Sprache zu erzwingen, obschon derselbe in den Staatschulen in englischer Sprache ertheilt werden muß.

Da also in unsern Gemeindefschulen auch Unterricht in weltlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ertheilt wird, so wird durch den Besuch derselben dem Gesetz vollkommen Genüge gethan. G.

Das Oberammergauer Passionspiel.

Seit vor etwa 200 Jahren die Einwohner des bayerischen Dorfes Oberammergau während der Pestnoth das Gelübde thaten, alle zehn Jahre das Leiden Christi in einem öffentlichen Schauspiel darzustellen, ist diese Schaustellung mit nur zwei Unterbrechungen in jedem ersten Jahr eines Jahrhunderts ausgeführt worden. Während aber anfangs in dieser Theaterpielerei mit dem Erlösungstode des Gottesknechts der Volksaberglaube im engeren Kreise sich bethätigte, ist jetzt das Passionspiel zu einer glänzenden theatralischen Vorstellung geworden, zu welcher Tausende von nah und fern, selbst aus Amerika und England, herbeiströmen. Den 40 Aufführungen dieses Jahres, von denen die letzte am 27. September stattfand, haben 175,000 Zuschauer beigewohnt, und die Einnahmen beliefen sich auf \$520,000. Diese Summe ist dann in vier Theile getheilt worden: ein Theil soll die Kosten der Errichtung des Schauspielhauses decken; ein zweiter Theil fällt den öffentlichen Schulen, besonders den Anstalten für Zeichen- und Holzschneidekunst, zu; ein dritter Theil wurde unter die sesshaften Dorfbewohner, und ein vierter unter die Schauspieler vertheilt. Da jedoch die Zahl der letzteren etwa 600 war, so ist die Summe, die auf den einzelnen kommt, nicht gerade hoch. Joseph Mayer, der die Person Christi darstellte, also die Hauptrolle spielte und am besten bezahlt wurde, erhielt \$157. G.

Kirchliche Nachrichten.

Vom 13. October an hat die Allgemeine Synode von Ohio ihre diesjährige Versammlung

lung zu Dayton, D. abgehalten. Nachdem sich die Synode organisiert und Herrn Prof. Roy zum Präses erwählt hatte, war das erste wichtige Geschäft, welches vorgenommen wurde die Verhandlung über die Vorschläge der Synodal-Conferenz über Einrichtung von Staatsynoden und Errichtung eines gemeinschaftlichen theologischen Seminars. Der Besprechung lag zu Grunde ein Committeebericht, der den vorgeschlagenen Plan begünstigte. Als man zuerst die Stimmen der einzelnen Gemeinden hörte, die theils mündlich durch die anwesenden Delegaten, theils schriftlich abgegeben wurden, zeigte es sich, daß die Mehrzahl der Gemeinden sich ablehnend verhielten. In der Versammlung selber waren zwei Ansichten vertreten. Die eine ging dahin, die Sache zu verschieben; die andere dahin, die Frage endgültig abzulehnen. Nach langer, eingehender Berathung nahm die Synode folgenden Beschluß mit großer Majorität an:

„Beschllossen, daß wir den Bericht der Committee, der die Vorschläge der Committee enthält, auf den Tisch legen und damit erklären, daß wir für die Einrichtung von Staatsynoden und eines Gesamtseminars zur Zeit nicht bereit sind.“

Damit war diese Sache erledigt. In Beziehung auf die Anstalten der Synode wurde beschlossen, einen dritten Professor der Theologie für das Seminar anzustellen, und der Verwaltungsrath wurde beauftragt, einen solchen zu wählen. Die Synode nominirte für diesen Posten Prof. C. Frank, bisher Professor der lateinischen Sprache an dem College der Synode. Da auf diese Weise eine Neubesezung der letztgenannten Professur nöthig werden würde, so wurde der Verwaltungsrath beauftragt, auch diese vorzunehmen, und es wurde für dieses Amt Prof. Stellhorn vom Concordia College der Missourisynde zu Fort Wayne, Ind., nominirt.

Auch über das Buchgeschäft der Synode wurde verhandelt und beschlossen, dasselbe zu erweitern und so nach und nach ein größeres Buchgeschäft einzurichten.

Zur Besprechung der Lehre von der Gnadenwahl soll auf Beschluß der Synode am ersten Mittwoch im September 1881 zu Wheeling eine freie Conferenz der Pastoren der Ohio-Synode zusammentreten. G.

Am 21. October wurde die diesjährige Versammlung des General Council zu Greensburg, Pa., mit einem Gemeindegottesdienst eröffnet, in welchem, da der Präses Dr. Krauth nicht anwesend sein konnte, Prof. Dr. Jacobs eine Predigt hielt über Röm. 8, 28—30. In der Behandlung der Lehre von der Gnadenwahl, zu welcher dieser Text Anleitung gab, vertrat Dr. Jacobs die bekannte Darstellung, daß Gott die Seinen erwählt habe in Ansehung ihres vorhergesehenen Beharrens im Glauben.

Von sämmtlichen zum Council gehörigen Synoden waren Vertreter eingetroffen. Zum Präses wurde Dr. Späth, zu Secretären Dr. Jacobs und Dr. Moldehnke erwählt. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Vorlage für eine Gemeindeordnung.

Die Thesen von Dr. Krauth über „Kanzel- und Abendmahls-Gemeinschaft“ wurden, da man mit der Gemeindeordnung zu Ende kommen wollte, für die nächstjährige Versammlung zurückgelegt. Wir müssen das als nichtwohlgethan bezeichnen. Die Gemeinden, welche zum Council gehören, müssen so den Eindruck bekommen, als ob Einheit in der äußeren Verfassung eine viel wichtigere Sache sei als Einheit in Lehre und Bekenntniß. Ein ander Ding ist es, wenn einem Kir-

chenkörper praktische Fragen vorliegen, über welche aus zwingenden Gründen vor einem bestimmten Termin eine Entscheidung getroffen werden muß, oder die als Lebensfragen ohne Gefahr für den Organismus sich nicht aufschieben lassen.

In Sachen der Erziehung der Jugend wurde folgender Beschluß gefaßt:

„Da die Sorge für die Jugend eine der wichtigsten Pflichten einer Gemeinde ist, so soll für christliche Erziehung der Kinder der Kirche Vorsehung getroffen werden nicht nur daheim, sondern in guten christlichen Schulen, und Gemeindeglieder sollten alle Schulen, die unter römisch-katholischem, falschglaubigem oder ungläubigem Einfluß stehen, oder welche einen negativen Character tragen, meiden und womöglich in der Errichtung von Gemeindegliederschulen gemeinsam Hand anlegen.“ G.

Bei einer Abendmahlsfeier während der Convention der Episcopalen in New York consecrirte der episc. Bischof Potter unter Assistenz zweier anderer Bischöfe, und der altkatholische Bischof Herzog aus der Schweiz las die Epistel. Am 20. October confirmirte derselbe katholische Bischof Herzog in einer Episcopalkirche New Yorks eine große Anzahl Confirmanden. Auch bei einer Versammlung in Grace Church am 18. October antirte Bischof Herzog.

Es tritt eben immer deutlicher zu Tage, daß nicht etwa, wie Dr. Adams von Wisconsin auf derselben Versammlung bei der Besprechung eines Vorschlags zur Errichtung eines kirchlichen Appellationsgerichts sagte, eine solche Einrichtung der erste Schritt zum Papstthum wäre, sondern daß die „protestantische“ Episcopalkirche schon frisch auf dem Marsch nach Rom einerschreitet. G.

Wie „Herold und Zeitschrift“ berichtet, ist Herr Pastor Drees, der vor einigen Jahren kurze Zeit als Reiseprediger unserer Synode thätig war, dann in Californien antirte, in seine Heimat Hannover zurückgekehrt und wird sich wahrscheinlich der Harms'schen Freikirche anschließen. G.

Der 21. Sonntag nach Trinitatis war für die ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde in Jefferson, Wis. der Tag einer dreifachen Festfeier. Zuerst feierte sie ihr diesjähriges Erntedankfest. Ihr Seelsorger, Pastor Angvold, welcher seit Ende Juni wieder in ihrer Mitte weilt, und durch Gottes Güte sein Amt hat verwalten können, (obwohl dessen Stimme der Schonung noch sehr bedarf,) hielt die Festpredigt über das Psalmwort: „Opfre Gott Dank und bezahle dem Höchsten dein Gelübde.“

Dann blieb die Gemeinde noch zu einer Doppelfeier im Hause Gottes versammelt. Das neuerbaute Schulhaus war Tags zuvor fix und fertig geworden, und seine Räume standen zur Aufnahme von Lehrer und Schülern bereit. Auch der neuerberufene Lehrer, Herr Gräber aus Schlesien, hatte sich eingestellt und war mit der Schuljugend im Gotteshause erschienen. So sollte denn das schöne Schulhaus von 36 x 48 mit seinen beiden 16 Fuß hohen geräumigen Stuben feierlich eingeweiht und der neu berufene Lehrer in sein Amt eingeführt werden.

Die auf diese Doppelfeier gerichtete Ansprache des Ortspastors an die Gemeinde, den Lehrer und die Schulkinder knüpfte derselbe an das prophetische Wort Joel 2, 23: „Ihr Kinder Zion freuet euch und seid

fröhlich in Herrn eurem Gott, der euch Lehrer zur Gerechtigkeit gibt, und euch herabsendet Frühregen und Spatregen, wie vorhin.“ Auf Grund dieses Wortes wurde der Gemeinde gezeigt, welche große Ursache sie habe sich zu freuen und Gott zu danken, der ihr Lehrer zur Gerechtigkeit sende und helfe Gotteshäuser bauen, in denen die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, gelehrt und gepredigt werde. — Daß das Schulhaus neben der Kirche stehe, denke an, daß beide zusammen gehören. — Die christl. Schule habe die Aufgabe, die Jugend zu rechtschaffenen Bürgern des Reiches Gottes und zu guten Staatsbürgern heran zu bilden. — Geld und Gut und jedweder materielle Besitz könne in einer einzigen Unglücksstunde verloren gehen; hingegen trügen keine Kapitalien reichere Zinsen, als die, so auf eine tüchtige christliche Erziehung verwandt würden. — Echte Elternliebe sei des Lehrers treue Gehilfin. Wo sie vorhanden, da nähme man auch dem christlichen Lehrer gegenüber die rechte Stellung ein, und hielte ihn nicht für einen Lohnbedienten, sondern für einen Mitarbeiter an der Erziehung, für einen Diener Christi, der für die zeitliche und ewige Wohlfahrt unserer Kinder bete und arbeite. Und wo das der Fall sei, bliebe auch der Frühregen und Spatregen nicht aus.

Der einzuführende Lehrer wurde darauf aufmerksam gemacht, daß im Dienste des Reiches Gottes eine durch Menschen erlangte und von Menschen bezogene Thätigkeit noch nicht genüge; habe doch der große Apostel Paulus gesagt: „Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber — sondern daß wir tüchtig sind ist von Gott.“ — Er sei berufen unsere Kinder in den Realien, wie sie die Schulordnung vorschreibe, zu unterrichten, dürfe aber nie außer Acht lassen, daß er ein Lehrer sein solle zur Gerechtigkeit, der die Aufgabe habe seine Kinder nicht nur für dieses zeitliche Leben zu bilden, sondern sie, so viel an ihm läge, fürs Himmelreich geschickt zu machen. — Weil man aber das, was man anderen mittheilen wolle selbst besitzen müsse, so sei es nöthig, daß der Lehrer sich selbst immer aufs neue in die Gerechtigkeit Christi kleide und aus dem Heilsbrunnen schöpfe. Der Umgang des Lehrers mit Christo, dem guten Hirten, käme dann auch den Schülern zu gute, die einen solchen Lehrer nicht für einen Stotzmeister hielten, sondern ihn als Gehilfen ihrer Freude kennen und lieben lernten. — Das Bewußtsein eines christlichen Lehrers, nicht nur im Dienste der Menschen, sondern vorallem im Dienste Christi zu stehen, als des Seelsorgers, nächster Mitarbeiter an theuer erkaufte Seelen, mahne ihn an das rechte Verhältniß zu seiner Schule und zu seinem Seelsorger. Und dann werde auch der Frühregen und der Spatregen von oben kommen, und Gott der Herr zum Pflanzen und Begießen sein Gedeihen geben.

Nach der Einführung des Lehrers wurden die Kinder daran erinnert, daß sie aus einer alten, engen und dumpfigen Schulstube ausgezogen seien und nun in ein neues, geräumiges und freundliches Schulhaus einziehen dürften und ermahnt, nun auch ihren Eifer, Fleiß, Gehorsam, so wie ihre Liebe zum Lehrer und zur Lehre neu werden zu lassen, so werde auch über ihnen des Herrn Gnade und Segen neu werden.

Der Act der Schulweihe fand in der Schule selbst statt, wohin der Pastor mit dem Lehrer, den Schulvorstehern, Schülern und Gemeindegliedern (so viel deren Platz fanden) sich begaben. Mit Gesang, Gebet und Singen endete die schöne Feier.

Die Zeitschrift Voce della Verita in Rom schreibt: „Die alten Heiden opfereten der Sonne ein Pferd, der

Diana einen Hirsch, der Hekate einen Hund, der Venus eine Taube, dem Mars ein reizendes Thier. Heutzutage, da das Heidenthum mit all seinem Materialismus und all seinem Götzendienst wieder aufgelebt ist, opfert der Minister Villa dem Garibaldi die Jesuiten."

Der Minister Villa, ein hervorragender Jurist von Turin, hat nämlich die Archive der verschiedenen Italienschen Staaten durchgestöbert u. Regierungserlasse aus Licht gezogen, die, wenn sie streng durchgeführt werden, keinen einzigen Jesuiten im Lande bleiben lassen. Und wirklich hat die Regierung an die Präfecten des Königreichs die Weisung ergehen lassen, „daß die Proscriptionen, welche in den verschiedenen Provinzen des Königreichs gegen den Orden der Jesuiten und die Personen, welche demselben angehören, ergangen sind, mit aller Strenge in Ausführung gebracht werden sollen."

Die Voce della Verita, die sich so bitter über diese Maßnahme beklagt, sollte aber bedacht haben, daß eben die Jesuiten, die, wie sie meint, von den neuen Heiden ihrer Zeit gepöpst werden, ihr verächtlich Theil zu der Herverführung des modernen Heidenthums beigetragen haben, und daß, wer Wind gesät hat, sich nicht wundern soll, wenn er Sturm erntet. Außerdem stehen aber die Regierungen, welche in unsern Tagen gegen die Jesuiten einschreiten, nicht als Heiden einer kirchlichen Gesellschaft gegenüber, sondern sie machen als politische Regenten einer Gesellschaft gegenüber Front, die fort und fort der politischen Wühlhuberei beflissen gewesen ist.

Büchertisch.

Die in der vorigen Nummer angekündigte **Weihnachts-Liturgie für einen Kinder-Gottesdienst** ist jetzt zur Versendung bereit. Da schon eine große Anzahl bestellt und abgeliefert ist, so möchten wir solche, die auch Bestellungen zu machen gedenken, ersuchen, dieselben recht bald einzuschicken, damit nöthigenfalls eine neue Auflage noch rechtzeitig fertig gestellt werden kann.

Dr. Johann Jakob Rambach's **wohlunterrichteter Katechet**, das ist, deutlicher Unterricht, wie man der Jugend auf die allerleichteste Art den Grund christlicher Lehre beibringen könne. Zweite Auflage, nach der achten Original-Auflage mit einigen Zusätzen und Veränderungen abgedruckt. St. Louis, Mo. Verlag von L. Volkering. 1880.

Dies Büchlein ist ursprünglich von Rambach in der Absicht veröffentlicht worden, denen, die sich fürs heil. Predigtamt vorbereiteten, eine Anleitung zu einem tüchtigen und geschickten Katechismusunterricht an die Hand zu geben. Der Haupttheil des Buches zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste von den Katecheten, die zweite von den Katechumenen, die dritte von der Katechisation handelt. Diesem mehr theoretischen Theile folgt dann ein praktischer Theil über die richtige Behandlung der einzelnen Hauptstücke des Katechismus. Dieser Theil der anfangs fehlte, wurde den späteren Ausgaben als erster Auhang beigegeben. Ein zweiter Auhang behandelt nochmals besonders die Person des Katecheten und sein Verhalten in Absicht auf die Kinder und andere Menschen.

Die vorliegende Ausgabe ist vornehmlich durch Zusätze aus Chr. Tim. Seidels „Anweisung, welches die wahre Methode zu catechisiren sei“ und aus Lindemanns „amerikanisch-lutherische Schulpraxis“ vermehrt

und bei der Behandlung des 3., 9. und 10. Gebots ist Rambach's Darlegung durch eine gesündere ersetzt.

Preis: 60 Cents bei portofreier Zusendung.

Germania Kalender für das Jahr 1881.

Verlag von Geo. Brumder. Milwaukee.

Außer einem Kalender mit doppelter Berechnung, einer für den Nordwesten und einer für den Südwesten unseres Landes und einem Geschichts- und einem Notizkalender enthält das Buch eine Menge theils unterhaltenden, theils belehrenden Lesestoffs. Besonders werthvoll erscheinen uns die Angaben in Bezug auf unsern Staatshaushalt und unser Postwesen, und die Anweisungen über das, was bei plötzlichen Unglücksfällen zu thun ist, besonders interessant sind die Aufsätze über das amerikanische Telegraphenwesen und über das Kochsalz. Zwei längere Erzählungen und eine große Anzahl kürzerer Stücke theils ernsthaften theils scherzhaften Inhalts bieten viel Unterhaltung. — In Pappband mit Leinwandrücken kostet das Buch 35 Cents.

Der Lutherische Kalender für 1881,

herausgegeben von Brobst, Diehl und Co., Allentown, Pa. enthält außer einer Lebensbeschreibung des Dr. J. S. Ch. Helmuth, der von 1769 an in Amerika thätig war, und eine Anzahl kürzerer Lesestücke ersten Inhalts die bekannte ausführliche Liste aller sich lutherisch nennenden Prediger, Seminaristen, Collegien, Akademien, Wohltätigkeitsanstalten, Zeitschriften und Buchhandlungen in Nord Amerika. Preis: 10 Cents.

Einführung.

Nachdem Herr Pastor Christian Johannes Körner von der ev.-luth. Gemeinde zu Helenville, Jeff. Co. Wis. einen ordnungsmäßigen Beruf erhalten und denselben mit friedlicher Zustimmung seiner bisherigen Gemeinde zu Whitewater, Wis. angenommen, ist derselbe am 16. Sonntag nach Trinitatis im Auftrage des Chrm. Präses unserer Synode von dem Unterzeichneten in sein neues Arbeitsfeld eingeführt worden.

Segne der Erzhirte, unser lieber Herr Jesus Christus, das Wirken dieses seines Knechts wie bisher so auch an der ihm neu anvertrauten Herde.

A. Denninger.

Adresse: Rev. C. J. Körner,
Helenville, Jefferson Co., Wis.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co. versammelt sich, so Gott will, vom 16.—17. Nov. bei Herrn Pastor Zorn in Sheboygan. Verhandlungsgegenstand: Art. XII. der Concordien-Formel. J. Herzer.

Quittungen.

Für das Seminar: P. Koch, von W. Nupprecht, 2. Zahlung \$4; C. Nausch und Jätel, je \$1.—P. Lucas, Hanscolle in Two Rivers: Lehrer Haise und J. Berrnühl je \$5; Fr. Hartung \$3; C. Johannes und Frau Meyer je \$2; Stollberg \$1.50; C. Schulz, J. Jueß, Conrad, E. Wille, G. Wille, Frau Kaufmann, Wante, Dietrich, C. Damler, Wölle, Frau Wente, Frau Giffert, Kolm, C. Stück, W. Johannes, Arnemann, Ollendorf, je \$1; Frau Wehausen 80 Cts.; Raedeker 75 Cts.; Frau Schwab, A. Schäfer, Fr. Tomaszewsky, G. Nahr, J. Krasten, J. Schröder, F. Stück, G. Klein, Frau Wittens, J. Koch, C. Möller, Gessell, Pelz, Ph. Kurz jun. Frau Spahn, Möhrs, Marg. Thwens, J. Sonntag, Thuß, G. Kahrz, Frau Kahlenberg, Frau Hammel, J. Pufahl, Krause sen., Frau Schwig, Frau Koch, Deutz, J. Schmidt, J. Schmidt, J. Schulz, Stendel, Genris, Witt, Eggerstädt, Frau Stihl, Hente, Frau Engel, C. Naag, Frau Winter, Frau Schulz, Wierward, Wichart, J. Meyer, G. Naag, Schütze, E. Schmidt, Philipp und Lenchen Lucas, je 50 Cts.; A. Destrreich 40 Cts.; N. Tomaszewsky 38 Cts.; Frau Goldammer, J. Pufahl, J. Schulz, je 35 Cts.; Ed. Pufahl, W. Pufahl sen., J. Schröder, W. Grade, je 30 Cts.;

Ph. Kurz sen., Frau Veg, C. Saubert, Rumrow, A. Lübke, Frenz, Rühl, W. Grade, Heimsaat, Dettmann, Schwabe, J. Althen, Frau Hartung, Fenz, C. Krasten, C. Möller, Timm, W. Pufahl, Biez, Frau Stockvill, Ramin, Sonntag sen. Zimmermann, J. Grade, Merrens, Held, Althen, Kapelmann, Klünder, Westfahl, Meiners, Mais, J. Krüger, Kunge, Krause, Hopp, Beghold, Frau Gaetjen, je 25 Cts.; J. Pufahl 20 Cts.; Flentji 11 Cts.; Frau Deuter, Becker, Frau Lenhart, C. Schmidt, Frau Koch, Frau Baedker, je 10 Cts.; P. Lucas, pers. Beitrag \$26; Summa \$100.49.—P. Adelberg, Reformationsfest-Coll. \$11.—P. Opitz, von Schleisingerville \$4.07; von Hartford \$5.55.—P. Jätel, vom werthen Frauen-Verein der Gnaden-Gem. \$85.60.—Durch F. Brockmann, Theil der Missionsfest-Coll. in Hustisford \$15; Theil der Erntefest-Coll. in Watertown \$10.—P. Goldammer, Erntefest-Coll. in Wheatland \$5.—P. Popp, Erntefest-Coll. in Paris \$8.20.—P. J. Meyer, Theil der Erntefest-Coll. \$24.32.

Für das Reich Gottes: P. Röt, Missionsfest-Coll. \$74.

Für Schuldentilgung: P. Jätel, von Günther \$10; Siering sen. \$5; Siering jun., J. Schmidt, Frau Steinacker, C. N., je \$2; Knörnschilb, Fr. Bretthauer, je \$1; N. N. 50 Cts.; Summa \$25.50.—P. Dovidat, Haus-Coll. in der Gem. zu Watertown (Fortsetzung): A. Krause, J. C. Wufowski, Fr. J. Brockmann, je \$5; A. Stark, W. Röhn (1. Zahlung), G. Hinz, je \$3; 1. Zahlung: W. Klünder, J. Pfaffenbach, je \$2; H. Petrick \$2; W. Schmidt, N. N., J. Bauer, (1. Zahlung), je \$1; J. Schulz (1. Zahlung) 25 Cts.—Das Grove (P. Haf): J. Krüger 50 Cts.; B. Fiohr 25 Cts.—Hanscoll. in der St. Johannes-Gem. in Lake Mills (P. Petri): C. Dräger \$25; D. Lehmpfuhl, W. Breitfrenz, je \$10; Aug. Wendt (1. Zahlung) \$5; W. F. Pohlmann (1. Zahlung) \$2; Fr. Grägmacher, N. Dräger, C. Gottschalk, F. Delbert, C. Dräger, N. Henning, J. Bohate, J. Schröder, N. Wölffer, N. Schulz, C. Blumenberg, je \$5; 1. Zahlung: M. Gottschalk, C. Steinhorst, je \$2; Frau Frank (1. Zahlung) \$1; G. Blumenberg, J. Stolz, A. Wege-mann, G. Neupert, je \$2; W. Sau, J. Rumbier, Frau Kypke, L. Kypke, Wittwe Abendroth, je \$1; A. Kluge 50 Cts.—Hanscoll. in Menah und Menassa (P. G. Denninger): C. Laugner und L. Paul \$25; W. Schumann \$15; C. F. Gerhardt \$10; 1. Zahlung: G. Bruhn, G. Erdmann, Frau Erdmann, G. Wenzel, G. Höper, G. Schimpf, je \$5; erste Zahlung: Chr. Melzer, G. Jölk, je \$2; W. Rabe, W. Löffler, M. Roland, G. Kassaß, C. Reinke, J. Schumann, A. Timm, A. Raditz, J. Köcher, A. Kronberg, J. Busser, je \$5; J. Wagner, (1. Zahlung) \$3; A. Broedler \$4; J. Blantenhagen \$3; A. Schellin, J. Stug (1. Zahlung), F. Erey (1. Zahlung), G. J. Gustavus, J. Lentenegger (1. Zahlung), J. Vorree, Frau Stridde (1. Zahlung), L. Hauke, J. Foch, Fr. Schente, G. Scharp (1. Zahlung), F. Lübke (1. Zahlung), G. Wendler, F. Hoffold (1. Zahlung), je \$2; J. Jandry \$2.50; Frau Nentrich, C. Kaufmann (1. Zahlung), je \$1.50; J. Asmus, W. Asmus, Frau Haase, C. Schurmann (1. Zahlung), W. Zilsdorf, D. Lillemann, C. Bant, W. Bedmann, Frau Rohrer, Frau Köpfer, C. Lübke, Frau Ebert, J. Blauf, C. Korth, E. Jape, C. Jandry, 1. Zahlung: L. Abendschein, J. Engel, J. Heyden, J. Wöckner, C. Wöckner, J. Nagel, Frau Rosenow, J. Siemon, je \$1; J. Schellin, J. Bahr (1. Zahlung), G. Bretthauer, J. Ströy (1. Zahlung), C. Müller, J. Nicolaus, J. Dumie, je 50 Cts.; C. Hart (1. Zahlung), Frau Schwager (1. Zahlung), je 25 Cts.; J. Glawe, Draheim je \$1.—P. Adelberg, von J. Zarse und G. Goldbeck, je \$5; D. Prahl \$3; Chr. Förs, J. Frei, je \$2; G. Nagle (2. Zahlung) und F. Vollmer je \$1.—P. Reimich, von Fr. Gauger \$2; Frau Gottschalk \$1.

N. A. Heiberger.

Für die Taubstummenanstalt zu Norris, Mich. Durch Past. Brenner in Dysthosh einen Theil der Missionsfest-Coll. seiner Gemeinde: \$15.

H. Uhlig.

Der Rest der Quittungen erscheint in nächster Nummer.